

Im Sommer 2007 mieteten wir uns ein Wohnmobil und wollten eine Rundreise durch das uns unbekanntes Königreich Dänemark unternehmen. Wir, das sind mein Mann Olaf, seine damals elfjährige Tochter Juliane (genannt: die Kurze, oder Lütte, oder Julie) und ich. Wie gesagt, wir wollten eine Rundreise unternehmen....

Von Dreien, die auszogen, Dänemark zu erobern

„Jetzt guck doch! Den Nachbarn ziehen sie gerade mit einem Traktor raus!“, rief ich und stieß vor Aufregung mit der Nase an die Fensterscheibe unseres Wohnmobils.

Der Regen strömte in kleinen Bächen außen entlang und die Landschaft verschwamm zu einem graugrünen Aquarell. Aber den riesigen Traktor sahen wir trotzdem und hörten den Motor brummen, als das Drahtseil sich spannte.

„Den Nachbarn? So dick erschien der mir gar nicht“, witzelte Olaf, weil er sehr genau das Zittern in meiner Stimme vernahm. „Ach so, du meinst den Wohnwagen. Na, wer weiß, was die geladen haben? Fünf Kästen Bier?“

„Blödmann!“, grunzte ich und spürte trotzdem, dass auch mein geliebter Mann allmählich nervös wurde. Sein Grinsen saß etwas schief als gewöhnlich.

Es regnete. Nicht erst seit heute früh, auch nicht seit gestern abend, da war es ausnahmsweise mal kurz trocken geblieben. Aber nicht so endgültig und versöhnlich, wie erhofft. Okay, wenn wir ehrlich waren, es regnete, seit wir vorgestern Nachmittag auf diesem hübschen Campingplatz in der Nähe von Nyborg/Dänemark

angekommen waren. Aber was soll's, Camper sind keine Schattenparker und in einem Wohnmobil ist so ein bisschen Feuchtigkeit eigentlich auch kein Problem.

Dachten wir. War sie auch nicht. Nur die Zeit, die man normalerweise mit Ausflügen oder Faulenzen im Sonnenschein verbrachte, blieb nun plötzlich übrig. Wie ein letzter Klecks Kartoffelbrei im Topf. Kalt und unansehnlich, keiner wollte ihn mehr.

Was also tun? Unsere Lütte war entspannt, denn noch gab ihr persönlicher Hängeschrank, gut gefüllt mit allerlei Büchern und Spielzeug, ausreichend

Abwechslung her. Aber wenn das so weiter ging, hätten wir spätestens heute Abend ein Problem.

„Schau, bei unserem Nachbarn auf der anderen Seite steht das Wasser auch schon bis zu den Radkästen.“ Dass Olaf nun selbst die Wasserstände und Tauchtiefen der anderen Parzellen beobachtete, beruhigte mich und gab mir Hoffnung. Insgeheim schmiedete ich längst Plan B, kannte aber meinen Chief gut und lange genug, um zu wissen, dass ich die Tür, mit der ich ins Haus zu fallen gedachte, wenigstens vorher entriegeln musste. Also, Handbuch für Kommunikation, erste Lektion: Wenn du etwas verändern willst, stelle deinem Gegenüber Fragen, die ihn dazu bringen, selber Veränderungen zu wollen. Mein Ergebnis:

„Was machen wir denn, Liebling, wenn es weiterhin so regnet?“

Jetzt war es wichtig, das Schweigen auszuhalten. Nötigenfalls mehrere Sekunden, verehrte Damen, glauben Sie mir. Es hilft! Wie erwartet, kam zunächst wenig mehr als ein undefinierbares Brummen aus Richtung des Fahrersitzes. Wie praktisch, dass in dieser Stille das Trommeln des Regens auf dem Dach unserer Behausung besonders gut zu hören war.

„Und wo willst du hin?“, lautete schließlich seine Frage, die mich stumm frohlocken ließ. Erstens hatte er bereits verinnerlicht, dass die Situation untragbar war, und zweitens ersparte er uns in seiner unendlichen Liebe die leidige Frage, ob ich weg wollte. Ja! Und trotzdem, seine Frage brachte uns gleich zum nächsten Thema. Wir befanden uns im Süden Dänemarks, auf einer Halbinsel, deren Namen ich mir einfach nicht merken konnte, und für die kommenden zehn Tage war eine komplette Landesrundfahrt geplant. An allen strategischen Punkten der Strecke waren Campingplätze vorreserviert, oder unser Kommen war zumindest angekündigt. Seit Monaten versuchten wir, also zumindest die Lütte und meine Person, uns mit Gewalt ein paar dänische Vokabeln zu merken. Ich weiß, das ist keine Pflicht, aber für uns ist Urlaub im Ausland nur dann gut, wenn wir wenigstens versuchen, uns halbwegs höflich in der jeweiligen Landessprache zu verständigen.

Und nun das. Die Spannung im Wohnmobil knisterte derart, dass mir warm wurde, obwohl die gute Webasto-Heizung noch gar nicht angesprungen war. Wer wagt den ersten Schritt? Wer bricht das Schweigen und spricht aus, was kein vernünftiger Mensch in Betracht ziehen würde?

„Also gut, lass uns doch einfach mal die Wetterprognosen anschauen. Wer weiß, vielleicht wird es ja in ein paar Tagen schöner? Oder wenn wir nördlicher kommen?“

Ich sah ihm an, dass er sich selbst am wenigsten glaubte, doch jetzt musste der Logik der Vortritt gelassen werden. Einfach kopflos zusammenpacken, das ging nun wirklich nicht. Und tief in mir drinnen wusste ich ja, dass der Wettergott auf meiner Seite war. Wir standen halt nur zusammen auf der falschen.

Gesagt, getan. Laptop an und ... los. Alle Wetterkarten und -berichte beschrieben das Gleiche: Der Regen hatte sich nicht nur über ganz Dänemark ausgebreitet, sondern er würde wohl mindestens noch zehn Tage bleiben. Genauso lange, wie unser Urlaub dauern sollte.

Ich widerstand der Versuchung, meinem Reiseleiter tröstend über den Kopf zu streichen.

„Und wirklich nirgends Sonne? In ganz Europa nicht?“

Er hauchte ein fassungsloses *nein* und scrollte über unseren Kontinent.

„Doch! Da ist Sonne!“, quäkte die Kurze freudig und stupste mit ihrem Zeigefinger auf den Monitor. Etwas südlich von Luxemburg, in der Nähe der französischen Stadt Metz blieb ein Marmeladenabdruck in der Größe ihrer Fingerkuppe sichtbar.

Schweigen. Ich kniff mich unauffällig selbst, um nicht vorzeitig in Freudengeschrei auszubrechen. Wie sollte man auch erklären, dass schon das blasse Piktogramm einer naiv-kreativen Sonne für so viel Begeisterung sorgen konnte. Und dann noch in Frankreich! Dem Land meiner heimlichsten aller meiner Träume.

„Weißt du, wie lange wir bis dahin unterwegs wären?“, fragte Olaf seine Tochter und schüttelte noch mit dem Kopf. Ich hielt mich raus, denn auf die Kleine war Verlass.

„Nö, wie lange denn?“ Braves Kind.

Jetzt war Olaf in seinem Element. Zunächst zoomte er die Europakarte auf, damit die Kleine einen Überblick bekam, wohin wir sie verschleppt hatten, und dann ließ er den Mauszeiger senkrecht nach unten sausen, um in Frankreich zu stoppen. Schwerer Fehler. Damit hatte er sich praktisch selbst überzeugt.

„Rund tausend Kilometer, mein Herz.“

Das Mädels hob unbeeindruckt die Schultern, denn in solchen Dimensionen konnte sie natürlich noch nicht rechnen.

„Da wären wir wahrscheinlich zwei Tage unterwegs“, erklärte er und ich feuerte ihn still an. Ja, komm schon! Weiter so! Und die Kleine war nach wie vor auf meiner Seite.

„Dann wären wir also übermorgen gegen Mittag dort?“

„So ungefähr.“

„Und was würden wir dort machen?“

„Nun, vielleicht gibt es ja einen schönen See oder ein Freibad, wo wir baden könnten.“

Tja, die Unterhaltung plätscherte noch eine Weile vor sich hin. Ich war mir sicher, dass die letzten Minuten auf diesem dänischen Campingplatz für uns angebrochen waren. Lange konnte es jedenfalls nicht mehr dauern, denn wenn wir zu einer Entscheidung kämen, dann besser gleich als später.

Olaf schob mit einem tiefen Seufzer alle Utensilien auf dem kleinen Tisch zusammen, studierte noch einmal die Straßenkarte, die ich unauffällig ausgebreitet hatte und sah zwischenzeitlich immer wieder hinaus in den gleichmäßig strömenden Regen. Dann wanderte sein Blick zu mir, die Stirn in Falten gezogen, aber bereits dieses Lächeln in den Augenwinkeln, das nur ich erkennen kann, und in das ich mich einst verliebt hatte.

„Frankreich?“, fragte er leise.

Ich nickte und schluckte. „Frankreich.“

Jubel brach los, die Kurze erschrak, doch ehe sie sich aufregen konnte, erklang das nun schon bekannte Kommando: „Klar machen zur Abfahrt.“

Ab sofort hatte jeder seine genauen Aufgaben. Meine war es, die Küche und den Innenraum „fest“ zu machen, Schubladen und Schränke zu verriegeln, baumelnde und schaukelnde Gegenstände zu versenken, klapperndes Geschirr so gut es ging zum Schweigen zu bringen. Die Kleine sortierte Bücher und Malzeug auf dem Tisch vor sich, klopfte sich ein großes Kissen auf, und schnallte sich und ihren Plüschlöwen an. Olaf fütterte unterdessen unseren TomTom mit den neuen Koordinaten, wobei wir zunächst ja einfach wieder Retour mussten. Immer Richtung Süden, der Sonne entgegen.

Fortsetzung folgt ...

Was bisher geschah: Wir sind nach anderthalb Tagen Anreise durch strömenden Regen von Dresden über Plön auf der dänischen Insel Fyn angekommen, haben einen weiteren Tag bei durchwachsenem Wetter verbracht und nun, an Tag 3 den

Entschluss gefasst, nach Frankreich zu fahren. Dort, so versprechen es die Wetterkarten, scheint die Sonne.

Julie und ich hielten die Luft an, während wir im Regen standen und zusahen, wie Olaf unser Mobil aus der völlig matschigen und rutschigen Parzelle manövrierte. Würden wir überhaupt wegkommen? Es klappte. Wie die Wiesel sprangen wir ins trockene Heim, riefen der verdutzten Dame an der Rezeption ein fröhliches ‚Au revoir‘ zu und brausten davon. Wenn alles gut ging, sollten wir heute noch bis Bremen kommen. Wenn. Ab diesem Zeitpunkt unserer Reise wurde übrigens der ADAC-Campingführer (ja, der 4,5-kg schwere Brummer), zu meinem ständigen Begleiter auf meinen Knien. Während wir also mit Scheibenwischern auf höchster Stufe der Sinnflut davon fuhren, suchte ich nach einem Nachtquartier. Es genügte ja ein einfacher Campingplatz, möglichst nahe der Strecke. Ich telefonierte einige ab und bald schon fanden wir etwas Passendes kurz hinter Bremen. Doch noch waren wir nicht da.

Am späten Nachmittag packte mich wie immer der Kaffeedurst. Ich erwähnte wohl noch nicht, dass zu unserer Grundausstattung eine Mini-Kaffeemaschine gehörte? Allerdings keine für 12V-Anschlüsse, also mussten wir dazu schon richtig anhalten usw. Das ging nun aber unter diesen besonderen Fluchtumständen nicht. Trotzdem blieb mein Olaf erstaunlich gelassen, als ich mehr maulend denn bittend nach einer kleinen Pause fragte.

„Wir können ja in Schleswig kurz anhalten und schauen, ob du dort wenigstens einen Kaffee zu Mitnehmen bekommst. Vielleicht finden wir auch gleich eine Apotheke.“

„Eine Apotheke?“ Alarmstufe rot! Nicht nur Indianer kennen keinen Schmerz, mein Mann weiß nicht mal, wie das Wort geschrieben wird. Und verlangt jetzt und hier nach einer Apotheke! Was war geschehen?

Rückblende: Etwa 48 Stunden zuvor. Wir standen auf dem ersten Campingplatz auf unserer langen Tour, an einem hübschen See bei Plön. Unsere Parzelle, allerliebste am Seeufer, mit eigenem Zugang zum Wasser. Nur durch den Schilfgürtel abgetrennt. Enten und ihre Kücken watschelten um uns herum, als wir die Stützen für die Markise herunter ließen, und im Innern unseres Mobils besagte Kaffeemaschine ihren himmlischen Sound ertönen ließ. Häschen hopsten überrascht zur Seite, als Olaf unsere Klappstühle und einen Tisch aufstellte. Mein erster Griff galt der Sprayflasche mit dem Insektenschutz. Ich weiß. Und trotzdem, man möge mich und

meine Phobie tolerieren. Olaf konnte sich eine bissig-ironische Bemerkung natürlich nicht verkneifen, aber die ignorierte ich. Wenig später saß ich entspannt in meinem Stuhl und er schlug sich plötzlich ans Fußgelenk.

„Mistviecher!“

Genau. Aber wie gesagt, die Indianer usw., ich wiederhole mich nicht.

Nun also, zwei Tage später, sah sein rechtes Sprunggelenk und Teile des Unterschenkels aus, als hätte sich jemand in Airbrush versucht. Dunkles Lila, helles Grün, vermischt mit einem Hauch von blau. Und das alles glänzte wie eine Weihnachtskugel, da der Knöchel zu doppelter Größe angeschwollen und die Haut zum Zerreißen gespannt war.

Deshalb die Apotheke. Nun war das unsere erste große Fahrt mit einem dicken Alkoven-Mobil und entsprechend anstrengend gestaltete sich für Olaf die innerstädtische Kurverei. Hinzu kommen dann die anderen mitdenkenden Verkehrsteilnehmer, die so einem 6-Meter-Oschi mal eben den Wendekreis eines Smarts zutrauten. Vielen Dank für die Blumen!

Aber irgendwann war es geschafft, wir parkten unmittelbar vor einer Apotheke in Schleswig – und gegenüber beim Bäcker gab's Kaffee.

Zuerst in die Apotheke. Der Mann hinterm Tresen hob mitfühlend die Augenbrauen, als er Olafs Knöchel bewunderte und ließ sich auch schildern, woran es womöglich liegen könnte. Insektenstich. 48 Stunden her. Okay. Er gab uns eine leichte Cortisonsalbe und den Ratschlag, dass ein Arzt sich der Sache annehmen sollte, wenn die Salbe nicht binnen weniger Stunden half.

Olaf lächelte sein Tapferkeitslächeln, ich bedankte mich und ging im Kopf die Vorräte meines Insektenschutzmittels durch. Rein ins Mobil, Salbe drauf, Julie ging's gut, mir auch mit meinem Kaffee - Bremen, wir kommen.

Es dämmerte schon, als wir den Campingplatz erreichten. Muss ich noch erwähnen, dass es den ganzen Tag weiter geregnet hatte? Auf dem Campingplatz sahen wir dann auch zuerst einen Mann im Friesennerz, der an der eigentlichen Einfahrt zu den Parzellen einen Drainagegraben zog. Mit einem Mini-Bagger. Doch er tat gut daran, denn vom Abhang über ihm rann unaufhörlich brauner Schlamm in einer malerischen Schlangenlinie Richtung Schranke.

„Gibt's für uns denn noch ein halbwegs trockenes Plätzchen?“, fragten wir skeptisch, als der Baggerfahrer unser Anmeldeformular entgegen nahm. Er war zugleich der

Chef. Wir standen in einer kleinen, aber warmen und freundlichen Holzhütte und fühlten uns willkommen.

„Kloar! Stellt euch nur weit genug nach oben, Platz ist ja“, antwortete er lachend. Durch das Fenster hinter ihm hatten wir einen fantastischen Ausblick auf das große Schwimmbecken des platzeigenen Freibades. Vom Drei-Meter-Brett stürzte sich soeben ein junger Mann mit Tarzanschrei in die Tiefe. Wunderbar! Der Regen prasselte nach wie vor aufs Dach, wir sahen die Tropfen auch auf der Wasseroberfläche des Pools, und in weiter Ferne konnten wir sogar mehrmals ein leichtes Donnern zu vernehmen. Der Platzinhaber und Baggerfahrer bemerkte unsere irritierten Blicke zu den Schwimmern hinaus. Es waren nämlich zwei.

„Holländer“, schmunzelte er. Das musste zur Erklärung wohl genügen. Doch unsere dümmlichen Gesichter veranlassten ihn, noch zu ergänzen:

„Die wolln sich das Geld für die Duschmarken sparen und ham versprochen, fertig zu sein, wenn das Gewitter da ist.“

Aha. Na, wenn das so ist. Dann kann ja nichts passieren. Viel später, als wir unser Mobil an den höchsten Platz gestellt hatten, den wir finden konnten, als wir gegessen und die Route für den nächsten Tag besprochen hatten, als wir selbst endlich zum Duschen gingen, da war es stockfinster, aber die Holländer planschten immer noch. Der nächste Tag begann mit tief hängenden Wolken. Aber! Es tropfte nicht mehr. Halleluja! Schnell frühstücken, aufräumen, das übliche „Klar machen zur Abfahrt“ und ab auf die Autobahn.

Ich stöberte wieder im Campingführer nach geeigneten Übernachtungsplätzen und Olaf kämpfte sich durch den nervenaufreibenden, weil größtenteils rücksichtslosen Verkehr auf deutschen Autobahnen. Wie es auch anders geht, sollten wir bald lernen und danach noch oft vermissen.

Für den heutigen Tag hatten wir uns vorgenommen, bis an die deutsch-luxemburgische Grenze zu kommen. Bei Trier versprach ein Campingplatz alles Notwendige, und direkt am Ufer der Mosel gelegen, hofften wir auf ein romantisches Ambiente. Den Tag verbrachten die Lütte und ich damit, unsere Französischkenntnisse zu überprüfen. Ich selbst hatte ja die perfekte Ausrede, als Ossi niemals anderen Sprachunterricht als Russisch und Englisch genossen zu haben. Und die Kurze hatte am Gymnasium zwar bereits Französisch, aber da gaben wir uns keinen Illusionen hin. Mein Herz frohlockte sowieso, war dies doch ein ganz vortrefflicher Vorwand, eine Buchhandlung aufzusuchen. Ein Sprachreiseführer

musste her. Haben Sie schon mal einen Spieler beobachtet, wenn er versucht, an einem Casino vorbeizugehen? So ungefähr sieht das aus, wenn ich Witterung aufgenommen habe. Es gab Zeiten, da hat Olaf mir vor Betreten der Buchhandlung meine Briefftasche abgenommen. Und ist dann selbst vorsichtshalber vor der Tür geblieben. Aber nun hatten wir ja einen triftigen Grund. Obwohl – so schlecht war es um uns und die wichtigsten Vokabeln gar nicht bestellt. „Merci, au revoir, café au lait, baguette, sil vous plait, Bonjour.“ Eigentlich hatten wir alles drauf, um überleben zu können. Erwähnte ich schon, dass wir einen Tick haben, was Landessprachen betrifft? Ja? Gut.

Ich erklärte Olaf also, dass wir trotzdem zumindest ein kleines Wörterbuch gebrauchen könnten, nur so für den Notfall.

„Kein Problem, mein Schatz“, säuselte er und grinste wie ein Kater, der den Sahnetopf entdeckt hatte.

„Kein Problem, wieso? Noch eine Apotheke?“ Nein, seinem Fuß ging es zum Glück deutlich besser.

„Unser TomTom kennt sich doch nur in Skandinavien und Deutschland aus. Also müssen wir sowieso noch in irgendeinen Elektronikmarkt. Karten für Frankreich, du verstehst?“

Aha, daher wehte der Wind. Mein Liebster hatte alle möglichen, und für mich offen gestanden sehr großzügig kalkulierten Karten bis hoch zum Nordkap installiert. Aber eben nicht Frankreich. Wozu auch?

„Okay, aber lass uns zur Sicherheit auch Faltkarten für Frankreich holen, man weiß ja nie.“ Ich muss dazu sagen, obwohl ich zu damaliger Zeit bereits knappe 17 Jahre im Außendienst unterwegs war und sicher einen guten Orientierungssinn besitze, ich hänge an Straßenkarten aus Papier. Auch wenn es Navis gibt. Für Planungen ist es einfach schöner, sich mal aus der Vogelperspektive einen Überblick zu verschaffen. Und Olaf denkt da zum Glück ähnlich. Außerdem hatte ich schon Navis erlebt, die mich kurz vor Kiel auf der Autobahn eindringlich aufforderten, sofort zu wenden, und auf die A 14 zurückzukehren. Die A 14, die zwischen Dresden und Magdeburg verläuft, wohlgemerkt. Doch zurück nach Trier.

Wir nutzten die Gelegenheit natürlich auch für einen kleinen Stadtbummel, bei Sonnenschein! Einfach überwältigend! Ich glaube, an dem Tag wären wir auch mit einem breiten Grinsen durch Oberhausen gelaufen. Nichts gegen Oberhausen, Sie wissen, was ich meine. Ein Eiscafé war schnell gefunden, quasi unmittelbar neben

einer Buchhandlung. Nun trug es sich zu, dass die Büchervorräte unserer Lütten zur Neige gingen. Die waren ja nur für einige wenige Langstreckentage und höchsten zwei oder drei Regentage kalkuliert. Ich schätze, sie hatte keine zwölf Kilo Papier dabei. Und die waren nun fast ausgelesen. Doch dem Kind war zu helfen. Ein Grund mehr, sich in der Buchhandlung *ganz* in Ruhe umzuschauen. Olaf stöberte derweil das Angebot an Straßenkarten durch und erstand ein Set. Bestehend aus 4 einzelnen Karten. Nord-, Ost-, Süd- und Westfrankreich. Der Maßstab gefiel uns besser als bei den Gesamtkarten, da wir diese auch gleich bei eventuellen Radtouren hätten nutzen können.

Julie erstand noch das eine oder andere Büchlein, ich glaube, ich auch, und dann fuhren wir guter Dinge zu unserem Campingplatz. Die Vorfreude auf Frankreich stieg mächtig, denn wir wussten ja, dass wir am nächsten Tag nur noch Luxemburg zu durchqueren brauchten, um dann wahrscheinlich in der Mittagszeit in Metz zu landen. Metz! Vivè la France!

Der Campingplatz war, gelinde gesagt, eine Enttäuschung. Der schlechteste bisher, den wir angesteuert hatten. Die Sanitäreinrichtungen waren nicht nur völlig heruntergekommen, sondern auch dreckig und überfüllt. Später in der Nacht stellte sich dann auch die Lage im Moseltal als nachteilig heraus, da auf der anderen Uferseite die ICE-Trasse verlief und die Züge im Stundentakt hindurch donnerten. Aber da es nur für eine Nacht war, ertrugen wir es.

Nach dem Abendbrot wollten wir uns nun also ausgiebig mit der weiteren Streckenplanung befassen und ich packte zu diesem Zweck das 4-er Set Straßenkarten aus. Olaf startete parallel dazu Google Maps, die Kleine paukte Vokabeln. „En, deux, trois, ...“

Ich hätte bis vier zählen müssen: Nordfrankreich, Südfrankreich, Westfrankreich, ...Schluss. Ungläubig zählte ich noch mal. Nord, Süd, West. Nichts. Die Tasche, in der die Karten steckten, war regelrecht durchsichtig vor lauter Leere. Die vierte Karte, Ostfrankreich, fehlte. Ausgerechnet. Olaf ärgerte sich sehr. Aber wer kommt denn schon auf die Idee, in einem Buchladen an der Kasse so eine Packung zu öffnen und auf Vollständigkeit zu überprüfen? Zumal mir beim Auspacken nicht aufgefallen war, ob die Tasche schon mal geöffnet gewesen sein könnte.

Nun ja, es war nicht zu ändern. Ich weiß heute leider nicht mehr, wie und wann wir die Sache damals gelöst haben. Aber wenn ich in unseren Kartenschrank hier zu Hause schaue, dann könnte ich auf dem nächsten Trödelmarkt ein Vermögen mit

Straßenkarten von Frankreich machen. Offensichtlich haben wir zu einem späteren Zeitpunkt diverse Möglichkeiten zum einkaufen gefunden.

Fortsetzung folgt ...

Im nächsten Teil erfahren Sie dann, warum Mann in Metz eine dunkle Sonnenbrille mit sich führen sollte, wie wenig zwei Euro sein können und was man auf französischen Campingplätzen unter „Hochwasseralarm“ versteht.

Was bisher geschah...

Wir haben mittels eines kleinen Umweges von ca. 900 km doch noch den richtigen Weg von Dresden nach Frankreich gefunden und sind frohen Mutes, dass einem ereignisreichen Urlaub nun nichts mehr im Wege steht. Mit zwei Übernachtungen auf deutschem Boden haben wir die Strecke überbrückt und starten nun endgültig durch ins Land unserer Sehnsucht.

Seit wir die luxemburgisch-französische Grenze passiert hatten, war es merklich still im Wohnmobil geworden. Zu dritt starrten wir aus den Fenstern und freuten uns immer noch wie Mops Kalle. Über simplen Sonnenschein. Stellen Sie sich mal den Wahnsinn vor, wenn wir nach dieser Hammertour endlich in Frankreich ankämen und der Regen hätte uns eingeholt. So aber war alles in bester Ordnung. Und nicht nur das Wetter hielt, auch die liebliche Landschaft Lothringens zog uns sofort in ihren Bann. Wir hatten ja keine Ahnung, wie schön es hier ist. Metz hieß unser Ziel zur Mittagszeit. Nach einigen vergeblichen Versuchen, einen der ausgeschilderten Parkplätze zu finden, warfen wir unser Mobil am Bahnhof ab und eroberten die alte Reichsstadt zu Fuß. Was für ein überwältigender Anblick. Wir sind ja durch unser Dresden sehr verwöhnt, was barocke und schön restaurierte Architektur betrifft, und

hier kamen wir voll auf unsere Kosten. Dabei ist unsere Heimatstadt gegen dieses französische Schmuckstück geradezu ein Jungspunt.

Wir bummelten also unter blauem Himmel bis zur weltberühmten Kathedrale und steuerten ein kleines Restaurant an. Mittagszeit im Freien. Das ist Urlaub. Neugierig beäugten wir die Speisekarte und übersetzten unsere Wünsche mittels des Wörterbuches in halbwegs erträgliches Französisch, während es von drinnen sehr gut roch. Die Kellnerin wird sich trotzdem ihren Teil gedacht haben, das war uns aber egal. Stolz wie die Spanier hockten wir in Frankreich im Schatten einer Markise an unserem wackeligen Tischchen und harrten der Dinge. Nur - ringsum war es so merkwürdig ruhig? Dabei saßen wir direkt am Marktplatz, wie ein Blick in den Stadtplan uns verriet. Wo fand denn das geschäftige Treiben statt, in Metz mit seinen 120.000 Einwohnern, um die Mittagszeit? Das fragten wir uns, und hatten uns extra mit dem Rücken zur Fensterfront des Restaurants gesetzt, damit wir dem vermeintlich süßen Leben aller Franzosen zuschauen konnten. Bloß, wo waren die alle? Ratlos fragten wir die nette Kellnerin, die uns bedeutete, wir sollten einfach noch einen Moment abwarten.

Und dann geschah es. Von der nahe gelegenen Kirchturmuhur schlug es halb eins und wie auf Kommando öffneten sich plötzlich ringsum die Menschenschleusen. Pardon, die Türen der Büro- und Geschäftshäuser. Von überall her strömten die Menschen auf den Markt und suchten sich zielstrebig ihr Plätzchen in den zahlreichen Bistros, Brasserien und Restaurants. Leibhaftige Franzosen! Zu Hunderten! Und alle, oder zumindest sehr viele ganz adrett in Businesskleidung. Highheels klapperten, letzte Telefonate wurden geführt, heiteres Lachen und Winken, wenn man sich gefunden hatte.

Mein Mann, der bis eben noch mit einem Auge die Speisekarte hoch und runter gelesen hatte, lehnte sich nun zurück und bat mich um seine Sonnenbrille, die ich in meiner Tasche trug. Ich gab sie ihm, nicht ohne mich zu wundern, denn wir saßen im Schatten. Es war eine verspiegelte Brille und ein genauerer Blick meinerseits auf die flanierenden Französinen bestätigte meinen Verdacht. Das war die Vorspeise, sozusagen, das Auge isst mit. Nein, liebe mitlesenden Damen, kein Grund zur Eifersucht. Ich sehe das sportlich. Denn mal ehrlich, nachdem ich meine Sonnenbrille ebenfalls gefunden hatte, stellte ich fest, dass Alain Delon und Pierre Brice nicht die letzten attraktiven Franzosen gewesen waren.

Nach dem Essen bummelten wir noch ein bisschen durch die Altstadt und entdeckten bald eine der wichtigsten Zutaten für einen gelungenen Urlaub: Eis! Hunderte, ach was, tausende verschiedener Sorten lockten uns an wie das Licht die Motten.

Schokoladeneis heißt auf Französisch: Glace chocolat. Klingt das nicht schon wie eine Sinfonie? Und die Franzosen verstehen ja bekanntlich das Geschäft mit der Verführung. Nun, ich persönlich fand sogar den Eisverkäufer sehr charmant und lächelnd nahm er unsere Bestellung entgegen. Nougat, Pistazie und Vanille für Olaf, einmal Straciatella für die Kurze und für mich Schokolade und Erdbeere. Hm, wie das auf der Zunge zerging.

„Schatz, bezahlst du?“, bat Olaf mich, da er im Gegensatz zu mir nur ungern mit Händen oder Füßen sprach, wenn so ein fantastisches Eis seine ganze Konzentration erforderte. Okay.

„Combien coûte tout ensemble?“, schmetterte ich stolz in die Mittagssonne und beobachtete im selben Moment, wie das Lächeln des Eisverkäufers bis in seine malzbonbonbraunen Augen zog, und dort sehr dekorativ ein Paar Dollarzeichen einrahmte.

„Onze quarante“, säuselte er und mir wurde kalt.

„Elf Euro Vierzig?“

„Schscht, nicht so laut“, raunte Olaf, der es nie mochte, irgendwo Aufsehen zu erregen.

„Frag ihn noch mal, vielleicht hast du dich ja falsch ausgedrückt?“

„Nein, der Mann hat Recht“, mischte die Lütte sich ein und deutete mit ihrer bereits halbleeren Waffel auf das Preisschild neben der Theke. ‚Eine Kugel 2 Euro, jede weitere 1,80 Euro‘. Wobei die zwei Euro jeweils für die erste Kugel jeder Waffel fällig wurden.

Muss ich noch erwähnen, dass wir schweigend zügig bezahlten und erstmal um die nächste Ecke verschwanden?

Nun war also nicht nur guter Rat teuer. Zwei Euro für eine einzige Kugel Eis. Und wir wollten ja noch einige Tage durchs Land kreuzen. Zu Ehrenrettung aller französischen Eishersteller, jedenfalls derer, die ihr Handwerk verstehen, möchte ich aber erwähnen, dass die Kugeln deutlich größer waren, als das, was man teilweise in Deutschland bekommt. Und es schmeckte wirklich überirdisch gut. Vielleicht deshalb diese galaktischen Preise. Wie wir das Problem dann gelöst haben? Nun, sehr einfach und sehr schnell. Mittels eines Schulterzuckens (in Worten: egal!), und mit

dem berühmten Spruch über das letzte Hemd und seine fehlenden Taschen. Bei derartigen Gelegenheiten kommen solche Klugscheißersprüche immer gut, nehmen sie doch allen Beteiligten unnötigen Druck, oder gar ein schlechtes Gewissen.

Am späten Nachmittag steuerten wir also unseren ersten echten französischen Campingplatz an. Wir hatten ihn telefonisch in der Nähe von Nancy reserviert und waren nun sehr gespannt, wie es dort zugehen würde. Zu unserer großen Freude hatte die Homepage nicht zu viel versprochen. Der Platz lag oberhalb der Stadt in einem parkähnlichen Wald. Die Bäume waren sehr hoch, also durchaus älter als fünf oder zehn Jahre und die einzelnen Parzellen großzügig geschnitten. Wir suchten uns eine in der Nähe eines Sanitärgebäudes und brachten unser Mobil in Stellung.

Auch bei der Anlandung hatte sich inzwischen eine straffe Arbeitsteilung bewährt. Während Olaf und ich das Mobil möglichst gerade nach allen Ebenen ausrichteten, und dafür teilweise die Auffahrkeile gebrauchen mussten, tippelte die Kurze schon mal mit dem Stromkabel los und schloss uns ans örtliche Netz an. Während ich dann die Geräte im Innern auf Standbetrieb umschaltete und die Kaffeemaschine befüllte, baute Olaf draußen Tisch und Stühle auf, ließ die Markise herunter und legte zum Schluss die Fußmatte vor die Eingangstür. Alles in allem brauchten wir für die gesamte Prozedur kaum länger als zehn Minuten, um dann anschließend gemütlich Kaffee zu trinken, mitgebrachte sündige Teilchen zu verspeisen und den Blick schweifen zu lassen.

Der Platz in Nancy war wirklich sehenswert, wie schon beschrieben. Dazu nicht überfüllt, trotz Juli-Hochsaison auch in Frankreich. Das Beste war aber eine Informationsbroschüre, wie man sie wahrscheinlich auf jedem Campingplatz der Welt bekam, worin alle möglichen hilfreichen und lebensrettenden Hinweise aufgelistet waren. Verhalten im Brandfall, Notfalltelefonnummern, Ansprechpartner an der Rezeption und Gottesdienste für jede nur denkbare Konfession. Besonders gut hat uns der Ratschlag im Falle eines Hochwassers gefallen: „Bitte informieren Sie uns über ein eventuell auftretendes Hochwasser so schnell Sie können, denn glauben Sie uns, wir wären genauso überrascht wie Sie!“

Kurzes Überlegen. Logisch! Der Platz lag so hoch über der Stadt und der nächste Fluss war weit entfernt, dass man einfach nicht an solch eine Bedrohung glauben wollte. Nun, wir versprachen trotzdem, die Augen offen zu halten.

Am Abend dieses gelungenen Tages beschlossen wir noch, unsere Angehörigen in der Heimat über unsere kurzfristige Routenänderung zu informieren. Besonders beim

Schwiegervater, so dachten wir, wäre es gut, wenn er a) nicht erst über diverse Postkarten erführe, wo wir uns rumtreiben und b) nun ja, Sie kennen das wahrscheinlich, mit zunehmendem Alter nimmt man immer mehr so eine Art vorausseilende Schonhaltung den eigenen Eltern gegenüber ein. Man will sie nicht unnötig aufregen. Klar.

Julie wollte ihrer Mama Bescheid geben und wählte den direkten Weg eines Anrufes, der Schwiegervater bekam eine Email. Beide Reaktionen ließen uns jedoch erstaunt zurück.

„Rate mal, wo wir sind, Mama“, kicherte sie ins Handy.

„Na, wenn du schon so anfängst, dann hoffe ich, es ist wenigstens noch Europa?“

„Qui!“

„Frankreich? Oh, wie schön. Dort habt ihr sicher besseres Wetter, oder?“

„Genau.“

„Na, dann wünsche ich euch noch viel Spaß. Deiner Katze geht’s gut. Ja, ich hab dich auch lieb.“

Ende der Durchsage. Wie schön, wenn man andere Leute noch überraschen kann. Vom Schwiegervater kam ziemlich zügig eine Antwort. Ich darf dazu erwähnen, dass er im Sommer 2007 kurz vor seinem 80. Geburtstag stand.

„Liebe Kinder, schön von Euch zu lesen. Bitte besucht doch die kleine Stadt Saint Dizier, die ist nicht weit von eurem derzeitigen Standort entfernt. Ich benötige vom städtischen Krankenhaus in Saint Dizier aktuelle Fotos, da ich im Krieg dort nach meiner Verwundung operiert und gepflegt worden bin. Dieses Kapitel muss ich in meinen Memoiren ohnehin noch vervollständigen. Außerdem könntet Ihr noch zum dortigen Friedhof fahren und die Grabstätte meiner Kameraden besuchen. So weit ich weiß, war ich fast der einzige Überlebende. Auch hier würde ich mich über ein aussagekräftiges Foto freuen.

Viele Grüße und gute Reise!“

Ja, nee, is klar. Da macht man sich Sorgen und bekommt prompt neue Regieanweisungen. Aber uns gefiel dieser Auftrag sehr, bekamen wir doch auf diese Weise die Gelegenheit, ein Stück Familiengeschichte selbst nachzuvollziehen.

Was wir dann tatsächlich bei unserem Besuch auf diesem Friedhof erlebten, welche typisch französische Freizeitbeschäftigung uns sehr beeindruckt hat, wie man

beinahe täglich auf dem Campingplatz zu seinem Stündchen Sportfernsehen kommt, und wie wir schließlich auf direktem Wege nach Dresden zurückkehrten – das erzähle ich dann im vierten (und wirklich letzten) Teil.

...Fortsetzung folgt.

Saint Dizier, im Osten der Ardennen gelegen, empfing uns um die Mittagszeit mit grellem Sonnenschein, kleinen verwinkelten Straßen rund um einen Marktplatz und vielen windschiefen Häuschen. Kaum ein Gebäude ragte höher als drei Stockwerke in den wolkenlosen Himmel. Außer natürlich der Kirche. Zum ersten Mal auf unserer sonderbaren Reise kamen wir richtig ins Schwitzen. So fühlte sich also der Sommer an.

Das besagte Krankenhaus fanden wir dank TomTom sehr schnell, es lag etwas abseits des Zentrums und war daher gut mit unserem dicken Mobil zu erreichen. Auch dort waren nur wenige Menschen unterwegs, weshalb wir sicherlich sehr genau beobachtet wurden - bei unseren Beobachtungen. Was denkt man als Einheimischer, wenn drei Gestalten in kurzen Hosen, mit Sonnenbrillen und gezücktem Fotoapparat, schweigend um ein Krankenhaus herumschleichen? Dazu wandern die Blicke der unheimlichen Besucher immer wieder hinauf zu den Fenstern im ersten Stock. Dann fotografieren sie zwei bestimmte Fenster aus allen denkbaren Perspektiven, stürzen fast über einige Absperrketten bei dem Versuch, das gesamte Krankenhaus aufs Bild zu bekommen und steigen dann leise flüsternd wieder in ein großes weißes Auto. Suspekt!

Ich erinnere mich noch, wie wir uns einfach nur stumm umgeschaut haben und versucht haben, nachzuvollziehen, was in einem jungen Mann von zwanzig Jahren vorgegangen sein muss, als er hierher kam. Verletzt, verstört, und sicher voller Angst, ob er je wieder nach Hause kommen würde. Mein Schwiegervater ist ein sehr ernsthafter und würdevoller Mann und ich vermute, dass es ihn große Anstrengungen gekostet hat, Haltung zu bewahren. Er sprach wenig über diese Zeit und wenn, dann in erster Linie von den hilfsbereiten Einwohnern, den kompetenten

Krankenschwestern, und natürlich vom traurigen Schicksal seiner Kameraden. Das Krankenhaus ist aus dunkelgrauem Granitstein erbaut, ebenfalls nur drei Stockwerke hoch, jedenfalls der alte Teil des Gebäudes. Wir standen lange im Innenhof und uns fiel auf, dass vor allen Fenstern Blumenkästen mit prächtigen Geranien standen. Das Rot leuchtete fantastisch vor dem Granit und wir waren sehr berührt, hier sein zu dürfen und uns bedanken zu können, dass unserem Schwiegervater hier ein zweites Leben geschenkt wurde.

Nach dem Krankenhaus wollten wir einen kleinen Imbiss suchen und uns den Marktplatz mit Kirche etwas näher anschauen. Das Mobil konnten wir wiederum sehr komfortabel parken und zu Fuß schlenderten wir einfach los, die goldene Wetterfahne der Kirche als Orientierungspunkt. Leider fehlte uns damals einfach etwas Infomaterial über die Stadt und die Umgebung. Sonst hätten wir sicher zielgerichteter die schönsten Punkte angesteuert. So war es aber auch okay. Auf dem Marktplatz angekommen, setzten wir uns vor ein Café und ließen die Alltagsatmosphäre der französischen Provinz auf uns wirken. Gelassenheit schien die wichtigste Regel zu sein.

Gegenüber der Kirche befand sich das Rathaus. So typisch französisch, mit Balkon und Fahne, dass wir förmlich darauf warteten, dass jeden Moment ein altertümlicher Citroen mit Blaulicht um die Ecke biegen könnte, mit quietschenden Reifen zum Stehen käme und Louis de Funés würde herausspringen.

Im Übrigen waren die Einheimischen sehr freundlich und aufgeschlossen. Das könnte eventuell daran liegen, dass es in diesen Teil von Frankreich eher weniger Touristen zieht und wenn, dann wahrscheinlich nur per Transit.

Zweiter Teil unserer Tagesaufgabe: den Friedhof besuchen. Wir fanden ihn dank guter Beschilderung recht schnell ... und betraten eine ganz andere Welt. Logisch, werden einige jetzt sagen. Was ich meine, ist die Bestattungskultur in Frankreich. Halten Sie mich für verrückt oder gar morbide, aber ich finde es höchst reizvoll, Friedhöfe zu besuchen. Das tue ich in vielen Ländern und entdecke immer wieder spannende Geschichten. Die Gestaltung der Gräber, der Steine, die Inschriften etc. Das sagt doch eine Menge über die Kultur im Lande aus, nicht wahr? Ich möchte hier ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich nur meine persönlichen Beobachtungen wiedergebe und absolut nichts werte. Kein besser, schöner, schlechter, lieber. Ich lege immer großen Wert darauf, dass jeder und alles auf der Welt so verschieden sein darf, wie er und es will.

Was mir zuerst auffiel, war das Fehlen jeglicher Flora. Kein Rasen, keine Hecken, keine Rosensträucher, höchstens mal ein einsamer Wacholderbusch, der sich neben einen majestätisch glänzenden Marmorstein duckte. Die Wege und auch der Platz rings um eine Grabstelle waren mit weißen und grauen Kieselsteinen gestreut. Komplett. Die meisten Grabstellen wurden von winzigen, schmiedeeisernen Zäunen eingerahmt. Überwiegend katholische Kreuze waren zu sehen, entweder von einem Kunstschmied angefertigt, oder aus dem gleichen Stein gehauen, wie die Grabplatte. Wiederum schweigend und staunend liefen wir eine Weile die Reihen der Gräber ab, aber eine Grabstätte für gefallene deutsche Soldaten konnten wir nicht entdecken. Und so recht wussten wir auch nicht, ob wir einfach danach fragen sollten, denn wir wollten natürlich nicht unangenehm auffallen. Was also tun, zumal unsere Sprachkenntnisse sich immer noch in engen Grenzen bewegten. Schließlich entdeckten wir einen älteren Herrn, der mit einer Gießkanne zielstrebig eine der Reihen entlang lief. Die Kiesel knirschten unter unseren Schuhen, also merkte er schnell, dass er verfolgt wurde. Aber er blieb stehen und lächelte freundlich. Radebrechend konnte ich ihm verständlich machen, dass wir eine bestimmte Grabstelle suchten, womöglich eine Art Mahnmal. Er verstand, grinste wie ein Lausbube und die unzähligen Fältchen in seinem Gesicht ließen seine kleinen Augen ganz verschwinden.

In lupenreinem Englisch erklärte er uns folgendes:

„Nun, ich weiß zwar nicht, wo sich das gesuchte Grab befindet, ich kann Ihnen aber sagen, wie ich das Grab meiner Frau gefunden habe, als ich nach dem Krieg hierher zurückkehrte.“

Ich starrte ihn einen Moment verdutzt an, ob ich ihn richtig verstanden hätte, aber er nickte, als könne er meine Gedanken lesen.

„Ich bin einfach jede Reihe abgelaufen“, fuhr er fort und trat einen Schritt näher. Etwas vornüber gebeugt, klang seine Stimme rau und das Lächeln schwand.

„Reihe für Reihe, von dort oben bis ganz hinunter. So habe ich sie schließlich gefunden.“

Ich konnte nur stumm nicken, bedankte mich dann artig und mochte dennoch nicht gehen. Er schien zu ahnen, was ich wissen wollte und erzählte weiter. Tatsächlich stand hier kein Franzose vor mir, sondern ein Brite. Er war ebenfalls verwundet worden, aber in einem anderen Teil der Ardennen. Dort hatte er sich in die Krankenschwester verliebt, die sich um ihn kümmerte. Sie heirateten noch im Krieg,

doch er musste wieder zurück an die Front. Sie stammte aus Saint Dizier. Als er nach Kriegsende in die Stadt kam, erfuhr er, dass seine Frau ums Leben gekommen war. Und weil die Beerdigung in den Wirren der damaligen Zeit schnell gehen musste, hatte sich kaum jemand erinnern können, wo sie begraben worden war. Also schickte man ihn zum Friedhof und dort suchte er das Grab seiner Frau. Bis er es gefunden hatte. Saint Dizier hatte er nie wieder verlassen.

Nein, wir liefen die Reihen nicht ab. Jedenfalls nicht lange. Bald darauf trafen wir auf einen Angestellten, dem wir verständlich machen konnten, wonach wir suchten. Und er konnte uns tatsächlich helfen. In der äußersten Reihe, ganz weit hinten fanden wir das Gemeinschaftsgrab der deutschen Soldaten. Eine einfache, verwitterte Grabplatte aus grauem Sandstein lag dort, die Namen der Kameraden waren nur noch schemenhaft zu erkennen. Ich kniete mich hin und fuhr das Relief entlang, in der Hoffnung, wenigstens noch einen einzigen der Namen zu ertasten. Aber auch das war nicht möglich. Man kann nicht sagen, dass die Grabstelle in irgendeiner Form besonders gepflegt oder geschmückt gewesen wäre. Von wem auch. Aber sie war auch nicht beschädigt oder einfach entfernt worden. Wir fotografierten, was zu sehen war und fuhren weiter.

Da wir nicht mehr viel Zeit für den französischen Teil unserer Reise hatten und noch rund eintausend Kilometer Heimfahrt einkalkulieren mussten, fuhren wir in den kommenden Tagen nur noch kleine Etappen und besuchten die Städtchen und Dörfer, die am Wegesrand lagen. Jeder Campingplatz, den wir ansteuerten begeisterte uns mehr und mehr, denn überall wurden wir freundlich aufgenommen, hatten Platz und stets war alles sauber und ordentlich.

Wenn wir in ein nahe gelegenes Städtchen fuhren, dann gern mit unseren Fahrrädern, denn das Wetter hielt den Rest der Strecke komplett durch.

Wir orientierten uns weiterhin an Kirchturmspitzen und vor allem an Menschen mit leeren Einkaufstaschen, die vorzugsweise am zeitigen Vormittag alle dieselbe Richtung einschlugen. In diesem Teil des Landes gab es offensichtlich sehr viele Wochenmärkte. Und das war definitiv auch für uns interessant. Käse! Schinken! Obst! Himmlisch.

Ein weiterer Vorteil dieser Expedition war, dass wir in jedem Städtchen über wunderschöne Parks stolperten. Großzügig angelegte Oasen mit Springbrunnen, Rosenbeeten und immer mit einem Boule-Platz. Was für eine herrliche

Freizeitbeschäftigung. Ich meine für uns! Nein, wir spielten nicht mit, aber mehr als einmal saßen wir im Schatten einer riesigen Kastanie oder wahlweise Platane am Rande des Geschehens und genossen das Schauspiel. Wir wussten ja nicht, wie ernst die Franzosen dieses Spiel nehmen. Der Spieler, der an der Reihe ist, tritt an die Linie wie ein Torero. Während er seine Kugel noch ein paar Mal von Hand zu Hand gleiten lässt, taxierte er die gegnerischen Kugeln, die vor ihm auf dem Schotter liegen. Mit schmalen Augen sucht er nach einem geeigneten Landeplatz für seine Kugel und formt lautlos mit den Lippen einige Worte. Wahrscheinlich magische Beschwörungen. Die Mitspieler indes beobachteten ihn ganz genau, und je siegessicherer er auftritt, desto mehr versuchen sie, ihn aus dem Konzept zu bringen. Mit großen Gesten und viel Palaver stören sie seine Konzentration, weisen ihn immer wieder an die Startlinie zurück, die er angeblich übertreten würde usw. Doch dann, wenn der Spieler zum Wurf ansetzt, dann schweigen alle respektvoll. Gewinnen will jeder, der Spaß darf nicht zu kurz kommen, aber Fairness steht an oberster Stelle. Gelingt ein Wurf, so wird er denn auch gebührend gelobt und wiederum gestenreich gefeiert.

Die Spieler selbst scheinen aus allen Schichten der Bevölkerung zu kommen. Wir sahen alte Herren mit Strohhüten und kalten Zigarrenstummeln zwischen den Lippen, ebenso wie junge Männer in Nadelstreifen, die ihre Mittagspause an der frischen Luft genossen. Am besten gefielen uns aber die älteren Damen, die gern mit einem Gläschen Champagner im Schatten saßen, manchmal vor lauter Schnattern eine Viertelstunde verstreichen ließen, bis die nächste mühsam zur Startlinie tippelte. Wie die übereinander lachen konnten! Gelang einer ein Wurf besonders gut, wurde auch gern mal ein Tänzchen hingelegt. Heutzutage kennen wir das von den Tumulten an der Eckfahne beim Fußball.

Wo wir gerade von Sport lesen. Nun ist der gemeine Camper an sich ja ein netter und höflicher Mensch. Aber, das muss ich gestehen, er neigt zur Schadenfreude. Jawohl. Und ich nehme uns da gar nicht aus. Mehr als einmal habe ich uns dabei ertappt, wie wir vor unserem Wohnmobil saßen, eine Tasse Kaffee auf dem Tisch, ein leckeres Stück Kuchen dazu, und unsere Blicke wanderten dann über den Platz, um andere Camper bei ihren Auf- und Abbauaktivitäten zu beobachten. Ist das menschlich? Ich denke, ja. Es war aber auch zu komisch, was wir da manchmal geboten bekamen. Eines Nachmittags, besagte Situation mit Kaffee und Kuchen, da bezog ein junges Pärchen eine Parzelle uns schräg gegenüber. Mit einem relativ

kleinen Zelt, einem sog. Iglu. Dieses Zelt war noch einigermaßen zügig aufgebaut, doch dann ging es an die große Luftmatratze. Schon beim Auslegen auf den Rasen davor wunderten wir uns. Es war so ein großes Gästebett, wie man es auch manchmal bei Leuten zu Hause hat, die kein separates Gästezimmer haben. Also eine überdimensionale Luftmatratze, meistens dunkelblau, gern einen halben Meter dick, wenn sie komplett aufgeblasen war und mit Sicherheit zwei Meter mal einsvierzig. Die Dinger sind gar nicht so übel, vor Jahren habe ich selbst mal nach einer größeren Party bei einer Freundin auf so einem Schlaraffenteppich genächtigt. Nur, wie bekommt man so was Großes in so was Kleines wie ein Igluzelt? Das müssen die jungen Leute sich auch gedacht haben und kamen zu der Überzeugung, die Matratze vor dem Zelt aufzublasen, würde helfen. Klingt komisch, war auch so. Aber sie versuchten es mit einem Trick. Sie pumpten nur so viel Luft hinein, dass die Matratze noch gut zusammen zu drücken war, sprich, man konnte sie knicken. Die Matratze. Das tat der junge Mann dann auch, er rollte die Matratze etwas ein, bat seine Freundin, ein zierliches Mädchen von vielleicht 55 kg Lebendgewicht, sich obendrauf zu legen und anschließend schob er das ganze Paket Kopf voran in das winzige Zelt. Raten Sie, was drei Sekunden später aus dem Zelt geflogen kam. Richtig! Die Freundin. Im hohen Bogen wurde sie auf den Rasen katapultiert und erntete dafür nicht etwa Applaus von ihrem sachverständigen Freund. Nein, weit gefehlt. Vorwurfsvoll sammelte er die Heringe ein, die es bei der Gelegenheit ebenfalls aus dem Boden gerissen und in die Umgebung verstreut hatte. Ich vergaß noch zu erwähnen, dass Olaf diesen Teil der Aufführung verpasst hatte, da er sich ins Mobil zurückgezogen hatte. Dort saß er am Tisch, mit hochrotem Kopf und presste sich ein Kissen vor den Mund. Keine Ahnung, was er hatte. Hin und wieder wischte er sich ein paar Tränen aus dem Gesicht.

Solche und ganz ähnliche Vorgänge konnten wir immer wieder beobachten und nannten es alsbald „Sportfernsehen“. Sehr beeindruckend war es auch, wenn Holländer anreisten. Mit oft recht kleinen Autos, aus denen dann aber umso größere Mengen Menschen, Gepäck und Ausrüstung sprudelten. Unglaublich, was die alles mitbrachten. Aber, die Holländer ließen es immer gemütlich angehen. Bevor eines der Zelte auch überhaupt nur angefasst wurde, brachten sie zunächst mal Bier und Grill in Stellung. Dann einen Stuhlkreis und anschließend setzten sie sich. Zur Beratung, zum Grillen, zum Singen, zum Erzählen, noch mal beraten, wahrscheinlich, wer wann die Zelte aufbauen würde. Und so geschah es durchaus,

dass alle Holländer in ihren Stühlen neben dem Grill schliefen und am nächsten Morgen hatten sie nicht viel einzupacken. Ich vermute ja, dass sie selbst befürchteten, nie wieder alles in ihren Autos verstauen zu können, wenn sie es erstmal rausgeholt hätten. Stress vermeiden, ist ja schließlich Urlaub.

Unser Urlaub hingegen neigte sich unerbittlich dem Ende entgegen. Wir drehten nach zehn Tagen Reisezeit wieder auf Norden und dann auf Osten. Unsere letzte Station auf französischer Seite war noch einmal der Campingplatz in Nancy. Weil er uns so gut gefallen hatte. Und auch diesmal blieben wir von einem Hochwasser verschont. Wie schön.

Auf deutschem Boden steuerten wir am nächsten Tag einen Platz an der Mosel an, dieses Mal aber schon deutlich östlicher. In der Nähe von Bullay fanden wir einen Platz direkt am Ufer. Klein und zum größten Teil mit Dauercampers belegt. Nein, ich habe nichts gegen Gartenzwerge. Nur wenn sie offensichtlich dazu benutzt werden, um „Fremde“ daran zu hindern, das Territorium der Unabhängigen Freien und königstreuen Camper zu betreten. Kennen Sie diese Szenen aus alten Western, wenn der Sheriff, sein Gehilfe und wahlweise der dorfälteste Trinker oder sein einäugiger Bruder am Tresen stehen? Draußen treibt der heiße Präriewind einen vertrockneten Ginsterbusch vor sich her und durch die Stille der Mittagsstunde erklingt Hufgetrappel. Erst leise, dann immer lauter.

„Es sind Fremde in der Stadt, Django.“ Der Sheriff kaute auf einem Streichholz, schob sich den Hut in den Nacken und kniff die Augen zusammen.

„Fremde? Die werden nicht lange bleiben, nicht wahr, Django?“ Aus dem schummrigen Dämmerlicht der Bar ertönte ein heiseres Lachen.

Unsere allerletzte Station, sprich den letzten Campingplatz auf der gesamten Tour bezogen wir am vorletzten Tag an der Talsperre Pöhl in der Nähe von Plauen. Heimatgefühle kamen auf, doch so recht wussten wir nicht, ob diese besondere Tour wirklich schon vorbei sein sollte. Ein letztes Mal genossen wir einen Abend vor unserem Mobil, die Kurze ging sogar im Stausee baden.

Fazit: Diese Reise strotzte für uns geradezu vor Premieren. Die erste große Tour mit einem Wohnmobil, zum ersten Mal in Dänemark, zum ersten Mal in Frankreich usw. Viele unvergessliche Eindrücke. Wir nahmen für die nächsten Reisen die Erkenntnis mit, dass es gut ist, sich ausführlich vorzubereiten und trotzdem immer einen Plan B

zu haben. Wir nahmen mit, dass man per Wohnmobil einen unmittelbaren Urlaub erlebt, sehr nah an Mensch und Natur, und dass man sich schnell an das ganz spezielle Tempo eines Campingurlaubes gewöhnt.

Freundliche Menschen auf der gesamten Reise, wunderschöne Campingplätze, tolle Natur, spannende Geschichten. Muss ich erwähnen, dass wir nach dieser Reise ungewöhnlich lange gebraucht haben, um wieder in den Alltag zurückzukehren?